

Erstes Buch.

Allgemeine Einleitung.

Erstes Kapitel.

Das Schöne und die Kunst.

Theoretische Erörterungen über Schönheit und Kunst können leicht für überflüssig und vergeblich gehalten werden. Seit vielen Jahren haben sich, besonders in Deutschland, die feinsten und edelsten Geister damit beschäftigt; zahllose Versuche, den Schönheitsbegriff zu fixiren, sind unternommen; jedes der neu aufgekommenen philosophischen Systeme und alle Abzweigungen derselben haben sich daran gewagt; aber man kann wohl sagen, dass sie gerade in diesem Gegenstande am wenigsten Erfolg und Zustimmung erhielten. Dazu kommt, dass in allen anderen Fächern die wissenschaftliche Feststellung wenigstens bei den Sachverständigen Eingang zu finden pflegt; hier aber wenden sich gerade die, welche dafür gehalten werden, entschieden davon ab, und scheinen die Meinung rechtfertigen zu wollen, dass die Aesthetik eine müssige Aufgabe der Philosophen sei, welche wenig Sinn für das Schöne haben, während die wahren Freunde und Kenner des Schönen es bloss im Einzelnen und mit dem Gefühle zu betrachten lieben. Dann aber findet man auch wieder diese Kenner in ihren Gefühlsurtheilen so abweichend von einander, in ihren Gründen, zu denen sie denn doch immer ihre Zuflucht nehmen, oft so widersprechend mit sich selbst, dass das Bedürfniss allgemeiner Betrachtung und der Feststellung von Begriffen und Grundsätzen sich stets aufs Neue geltend macht. So werden wir denn vom Gefühl auf die Betrachtung, von dieser wieder auf jenes hingewiesen und bewegen uns in stetem Kreislaufe hin und her. Bei aller dieser Schwierigkeit des Gegenstandes ist aber der Anspruch, über das Schöne urtheilen zu können, allgemein und man kann selbst sagen unerlässlich, und so müssen auch wir auf's Neue diesen schlüpfrigen

Boden betreten, und es versuchen, zwar nicht eine Aesthetik im philosophischen Sinne aus den tiefsten Quellen der Erkenntniss herzuleiten, wohl aber das Gebiet des Schönen zu überblicken, seine Gränzen und Eintheilungen zu bezeichnen, um bei unseren weiteren Ausführungen Missverständnisse zu vermeiden.

Nichts ist so widersprechend, dass es nicht, und zwar mit mehr oder weniger Recht, von dem Schönen ausgesagt werden könnte. Es ist ganz Erscheinung, unbefangene, naive Erscheinung, und doch wissen wir wieder, dass das Aeussere nur das Unwesentliche, dass alles dabei auf den geistigen Gehält ankommt. Es ist völlig objectiv, der Künstler soll verschwinden, nur sein Werk sprechen, und doch beruht es wieder ganz auf dem subjektivsten, innersten Gefühle dieses Künstlers. Es ist völlig Eins, ein untrennbares Ganzes und dennoch muss darin die höchste, ja eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit sein. Es ist völlig unabhängig, nur um seiner selbst willen da, und doch ist es unlängbar, dass es mit allen einzelnen Gebieten des Geistes, mit der Religion, der Moral und selbst dem Rechte in vielfacher Beziehung steht, dass diese alle davon berührt werden und mit darüber absprechen dürfen. Ja, wenn wir etwas näher eingeweiht sind, so werden wir gewahr, dass nicht bloss diese Widersprüche vorhanden sind, sondern dass sie sogar recht zum innersten Wesen des Schönen gehören, dass eine einfachere, widerspruchslose Gestaltung recht brauchbar, gut, richtig und sonst manches andere sein könnte, aber nicht schön.

So ist denn gewiss, dass das Schöne etwas Geheimnisvolles, gemeinen Sinnen und gemeinem Verstande unzugänglich sei. Aber zum Troste finden wir denn auch bald, dass es sich mit den höchsten Angelegenheiten des Menschen durchweg so verhält. Auch die Religion und Moral, das Leben der Völker und das der einzelnen Menschen sind von gleich geheimnisvoller Natur. Aber es sind offene Geheimnisse, von denen jeder spricht und selbst das unveräusserliche Recht, ja die Pflicht hat zu sprechen.

Durch diese Betrachtung gelangen wir auf einen festeren Boden. Denn der Ursprung dieses Geheimnisvollen liegt in nichts anderem, als eben in der ganzen Natur des Menschen. Sie selbst ist diese mystische Einheit des Widersprechendsten. Wer bin ich? Dieser leidende Körper oder die frei sich aufschwingende Seele, das lächelnde Kind, der denkende Mann oder der vergessliche Greis? Wie Verschiedenes und doch unlängbar ein unzerstörbar einiges Wesen.

Räumen wir auf unter diesen Widersprüchen des menschlichen Wesens, so kommen wir endlich auf den grossen Gegensatz von Geist und Natur. Der Mensch liebt es bekanntlich, sein eignes Ich nur auf

der geistigen Seite zu suchen und in seiner Betrachtung das Körperliche als ein geliehenes Kleid oder ein vorübergehendes Gefängniß von seinem wahren Selbst zu sondern. Allein näher angesehen will diese Trennung nicht recht vorhalten. Nicht bloss ist der Körper dem geistigen Menschen gar nicht so fremd und entbehrlich, sondern auch das Geistige selbst ist keineswegs sein freies Gebiet. Wenn er in der physischen Welt von vielfältigen Gesetzen beherrscht wird, so besteht das geistige Reich in einer nicht minder festen, zusammenhängenden Ordnung. Auch hier wird er von einer höheren Nothwendigkeit beherrscht, und ihm bleibt hier wie dort nur das Anschauen und Anerkennen von Verhältnissen, die er nicht gebildet. So steht denn das arme Ich des Menschen einsam und nackt zwischen inne, im engsten Raume, so beschränkt, dass jede Bewegung es über die Gränzen desselben hinausführt, und es zwingt, auf die Gesetze der geistigen oder körperlichen Welt Rücksicht zu nehmen. Ueberdies aber bringt jede Thätigkeit den Menschen nicht bloss mit einem dieser beiden grossen Reiche, sondern stets mit beiden zugleich in Berührung, und er leidet nun durch den Widerspruch dieses Doppelzustandes. Als Mitbürger der Geisterwelt glaubt er über den Erscheinungen zu stehen; er macht Schlüsse über die Gründe und Kräfte, aus welchen sie entspringen, bildet sich ein Gedankensystem und eine Regel des Guten und Bösen. Als irdischer, sinnlicher Mensch verletzt er nicht bloss diese Regel beständig, sondern er erfährt auch, dass die stumme Natur in der Fülle ihrer Production, in der Vielseitigkeit ihrer Gestaltungen seiner dürftigen Begriffe spottet, seine Schlüsse widerlegt, seine Plane vereitelt. Da entsteht denn ein Gefühl des Zwiespalts in seinem eigenen Wesen, welches den Menschen unglücklich machen müsste, wenn ihn nicht das Bedürfniss und das Gelingen des augenblicklichen Handelns stets beschäftigte und über die Betrachtung seiner selbst hinaushöbe. Allein bei alle dem bleibt es dennoch wie ein dunkler Hintergrund in seinem Bewusstsein und erzeugt das Bedürfniss, sich die Ueberzeugung der Einheit seines innersten Wesens zu verschaffen. Eine solche Ueberzeugung bloss mit Gründen und religiösem Glauben genügt aber noch nicht, denn sie würde wiederum bloss den geistigen Menschen befriedigen und mithin das Gefühl des Zwiespalts, statt es zu beruhigen, immer wieder erregen. Sie muss vielmehr in einer Weise kommen, welche ebensosehr die sinnliche wie die geistige Natur berührt.

Eine solche beruhigende Empfindung gewährt dem Menschen das Wohlgefallen an der Erscheinung, an der Form der Dinge. Das Thier kennt eine solche Empfindung nicht, es wird nur von dem angezogen, was seinen Bedürfnissen entspricht, und zerstört sogleich

die Gestalt der Dinge, welche es reizen. Ein körperloser Geist würde sich mit der reinen Einsicht begnügen und das Aeusserere unbemerkt lassen. Hier haben wir daher eine Aeusserung des Menschen, in welcher seine ganze, sinnlich-geistige Natur beschäftigt ist. Man hat das Schöne wohl negativer Weise dadurch bezeichnet, dass es ausserhalb des Nützlichen liege. Nützlich können wir nicht bloss das nennen, was zur Befriedigung unserer sinnlichen Bedürfnisse führt, sondern auch das, was unsere Erkenntniss mehrt, unsere Einbürgerung in dem geistigen Reiche, und dadurch auch wieder unsere Herrschaft über die äussere Welt befördert. Allein auch dem Gefühl für das Schöne liegt ein Bedürfniss zu Grunde, das Schöne dient also auch zur Befriedigung desselben und man kann es in diesem Sinne auch nützlich nennen. Nur ist dieses Bedürfniss das zarteste von allen, das sich am Wenigsten mit einer äusseren Nothwendigkeit aufdrängt, und nur von den edelsten, feinführendsten Menschen empfunden wird. Für die sinnliche Natur ist das Schöne überflüssig, für den Geist unbedeutend, und im gewöhnlichen Sinne des Worts darf man es daher allerdings nicht nützlich nennen.

Auch dieses Wohlgefallen an der Form hat aber verschiedene Gestalten. Zunächst tritt es wirklich in der Form des Ueberflüssigen und Nutzlosen stark heraus, und dies ist die Weise, in welcher es sich bei den Völkern und bei Einzelnen gewöhnlich zuerst zeigt. Eine harmlose Freude an der Wohlgestalt, frei von gröberen, sinnlichen Zwecken, aber auch ohne Empfindung für eine tiefere Bedeutung, ein kindliches Tändeln mit den Dingen, die uns freundlich und gefällig erscheinen, mit einem Worte, der Sinn für das Angenehme entwickelt sich bald. Auch hierin liegt schon die erste Befriedigung jenes Bedürfnisses der höheren menschlichen Natur, aber in oberflächlicher, unbewusster Weise.

Der leichtfertige Luxus des bloss Angenehmen muss aber zu ernsteren Betrachtungen führen, und nachdenkliche, reifere Gemüther werden auch bald ernstere Beziehungen in der Form der Dinge wahrnehmen. Es giebt Erscheinungen, welche sich durch ihre Grösse und Bedeutsamkeit vor anderen auszeichnen, und den Geist, statt ihn bloss auf ihre sinnlichen Eigenschaften aufmerksam zu machen, recht deutlich daran erinnern, dass sie, wie die ganze Natur, Schöpfungen eines grossen Geistes sind. Wir nennen solche Erscheinungen erhaben. Das Erhabene steht in enger Verbindung mit der Religion, aber es befriedigt nicht bloss das innerliche Gefühl des denkenden Menschen, sondern beschäftigt auch seine äussere, sinnliche Natur, indem es sie freilich zur geistigen Betrachtung emporhebt.

In beiden Formen, in dem Gefühl für das Angenehme und für das Erhabene, regt sich daher schon jene eigenste Natur des Menschen, er

steht schon auf neutralem Boden, wo die Gesetze der geistigen wie der körperlichen Welt ihn nicht ausschliesslich beherrschen und der Zwiespalt seiner Natur aufgehoben ist. Allein beide gewähren diese Beruhigung nur vorübergehend und scheinbar. Das Angenehme ist dem sinnlich Reizenden zu nahe verwandt, zu sehr von allem Ernste geistiger Erhebung entfernt, es vermischt sich bald wieder mit gemeinen sinnlichen Begierden. Das Erhabene aber, indem es die Vorstellung von etwas Grösserem, als die äussere Erscheinung ist, hervorruft und namentlich an die Grösse Gottes mahnt, geht dadurch in ein Gebiet über, in welchem auch die grösste und ausgezeichneteste Gestalt keine Bedeutung mehr hat. Es knüpft sich nothwendig daran die Betrachtung über die Grösse und Ewigkeit Gottes und die Kleinheit und Vergänglichkeit seiner Geschöpfe. Auf diesem Standpunkte erscheint dann zuletzt die Erde als ein Jammerthal, von dem wir nicht begreifen, warum ein gütiger Schöpfer uns in dasselbe hineingesetzt habe. Jener Zwiespalt, dem wir durch das Wohlgefallen an der Form vorübergehend entgangen waren, kehrt also mit aller Kraft zurück. Das Erhabene führt uns wieder auf das Geistige, das Angenehme auf das Sinnliche. Beide sind daher wiederum, wie das Geistige und Sinnliche selbst, Gegensätze, welche aber doch schon auf eine mögliche und nothwendige Vereinigung hindeuten, auf eine Form, in welcher Geistiges und Sinnliches in vollkommener Durchdringung und in bleibender Harmonie sind, welche den geistigen Ernst des Erhabenen mit der heiteren, unbefangenen Lieblichkeit des Angenehmen verbindet, und das Bedürfniss des Gemüths, sich über die Einheit und Einigkeit der beiden Reiche, denen es sonst wechselsweise und im Zwiespalt unterworfen ist, zu versichern, befriedigt.

Hierdurch sind wir soweit orientirt, dass wir wenigstens die Stelle gefunden haben, in welcher der Sitz der Schönheit ist. Wir haben sie selbst dadurch erreicht, aber zunächst nur als eine innere Anschauung oder einen Begriff des Menschen, als ein Postulat seiner Natur, welches noch nach einer äusseren Erscheinung sucht, an der es sich befriedigen kann.

Das Schöne.

Das Bedürfniss des Schönen geht also aus dem Inneren des Menschen hervor, die Befriedigung kann nur in der Welt der äusseren Erscheinungen gefunden werden.

Man sollte denken, die ganze Natur und jedes Ding in ihr müsste schön sein. Denn Alles gehört zu der Schöpfung Gottes und die Züge des Schöpfers müssten daher am Einzelnen wie am Ganzen erkennbar sein, so dass sich Geistiges und Sinnliches überall vereint fände.

Allein es zeigt sich gleich, das dem nicht so ist. Gott hat eine Welt der Freiheit geschaffen, in welcher die Gesetze des Daseins sich mannigfaltig durchdringen und widersprechen, eine Welt des Kampfes. In den meisten Dingen der leblosen Natur sehen wir den Stoff nicht beseelt, sondern nur von äusseren Gesetzen gestaltet; die Harmonie des Geistigen und Sinnlichen, die wir suchen, wird uns darin nicht anschaulich. Selbst die ausgezeichneteren Erscheinungen befriedigen nicht. Sehen wir die liebliche Blume, die schwellende Frucht, den durchsichtigen Glanz des Edelsteines, Gegenstände, die uns freundlich und gefällig berühren, so erhalten wir höchstens das Gefühl des Angenehmen, selbst mit einem wehmüthigen Anklang, dass so liebliche, reiche Gebilde sich nur leidend verhalten, ohne empfindenden Geist. Ueberschauen wir aber das Ganze und Grosse, den weit gespannten, tiefblauen Himmel, die lebensvolle, fruchtbare Erde, die Formen der Berge und den Glanz des Wassers, so erweitert sich unser Gemüth, aber es wird fortgezogen bis in das Unendliche und findet keine Ruhe als in dem Gedanken an die Grösse des Schöpfers. Wir stehen daher hier auf dem Böden der Erhabenheit und endigen mit einer geistigen Betrachtung.

Also nur da in der Natur, wo der Erscheinung ein ihr angemessener Geist entspricht, können wir den Eindruck des Schönen, im engeren Sinne des Wortes, erlangen. Dem Geiste Gottes genügt kein einzelnes Bild, ihn können wir nur im Geiste ahnend anschauen. Der Geist, welchem die Erscheinung entsprechen soll, muss daher ein beschränkter, der Geist eben dieser Erscheinung sein. Nur der belebte Körper, in welchem der inwohnende Geist ganz Erscheinung, das Aeussere ganz vom Geiste erfüllt ist, kann auf Schönheit Anspruch machen.

Wie der Geist an Raum und Zeit nicht gebunden ist, sondern derselbe bleibt, während er sich dem Verschiedenartigsten hingiebt, so auch das Leben im Körper. Jeder Theil des Leibes scheint ein besonderer, aber in der That sind sie alle nur ein Ganzes. Dasselbe Leben lebt in allen Theilen; jeder ist für das Ganze wesentlich, und es besteht wiederum aus allen. Eine Wechselwirkung ohne Anfang und Ende findet zwischen beiden statt. Der Körper des Lebenden ist mit dem Geiste desselben, wenigstens für sein Leben in dieser Welt der Erscheinung, entstanden und verwachsen, beide sind in vollster Harmonie mit einander. Vor allen anderen Gestalten giebt der Mensch den Eindruck des Schönen. Denn das Thier entbehrt der geistigen Freiheit und Selbstständigkeit, es unterliegt zu deutlich der Herrschaft fremder, sinnlicher Triebe, um an sich als schön zu gelten. Der Mensch giebt uns dagegen in jeder Beziehung das Gefühl der Schönheit. Sein

Körper, als der durchgebildete Ausdruck seiner Seele, sein Leben in Thaten und Duldungen, als ein innerlich zusammenhängendes Bild seines Geistes, die zarteren Aeusserungen seines Gefühls endlich, der Jubel der Freude und die Klage des Schmerzes, als harmonische Aeusserung des Gemüthes. Ueberall eine ganz durchgeistigte, seelenvolle Erscheinung. Wir bescheiden uns indessen bald, dass nicht alle Menschen diesen wohlthätigen Eindruck machen können, sondern nur die ausgezeichneten, die an Geist und Körper gesund, durch keinen äusseren Unfall geknickt und gelähmt worden sind.

Allein auch an diesen seltenen, heroischen Gestalten finden wir uns bei näherer Betrachtung getäuscht. Wenn wir dem ersten Eindrucke folgen, uns in die Anschauung dieses vermeintlich schönen Gegenstandes vertiefen, werden wir auch hier wieder den ganzen Zwiespalt der irdischen Dinge, dem wir entgehen wollten, gewahr. Gegen die körperliche Schönheit macht sich die Seele als etwas Gesondertes geltend; statt mit ihr in vollem Einklange zu stehen, zeigt sie sich übermächtig. Die schöne Seele nöthigt uns Verehrung, Freundschaft, Liebe, die unwürdige feindliche oder doch zornige Gefühle ab, und wir empfinden einen ganz anderen Eindruck, als jenes unbefangene Wohlgefallen an der Erscheinung. Versuchen wir es, von dieser Rücksicht auf die Seele bei der Anschauung des wirklich Lebenden zu abstrahiren, so wird uns der Körper durch seine Schwäche und Hinfälligkeit grausam enttäuschen, und uns statt der Schönheit vielmehr den schauerlichen Eindruck des Leichenhaften gewähren. Ebenso wenig können wir aber die Seele für sich betrachten; sie würde uns als ein flüchtiger, trügerischer Schatten des Lebenden erscheinen. Am meisten befriedigen uns noch die Thaten des Menschen, der Zusammenhang seines Verhaltens, der Abdruck seines Wesens in der ihn umgebenden Welt. Aber beim näheren Eingehen finden wir uns auch hier getäuscht; nicht bloss Schwächen und Leidenschaften entstellen das schöne Bild, sondern wir sehen überall die Spuren einer äusseren, unharmonischen Nothwendigkeit und Zufälligkeit, wir werden genöthigt, die Momente des Entschlusses und der That zu sondern, und finden uns wieder mitten in jener Welt des Zwiespaltes und des Widerspruchs.

Die Erscheinungen der Wirklichkeit, auch die edelsten und vollkommensten, geben uns also wohl vorübergehend den Eindruck der Schönheit, nähren unseren Sinn für dieselbe und schärfen die Sehnsucht, aber sie befriedigen dieselbe nicht¹⁾. Es ist nur ein Schein, wenn wir

¹⁾ Die Natur ist überhaupt nie schön, als insofern die Phantasie sie sich vorstellt. — Der Unterschied ist der, dass die Wirklichkeit zu den Sinnen, die Kunst zu der Phantasie spricht. Wilh. v. Humboldt, Gesammelte Werke. 1843. IV. 23 ff.

sie unter den wirklichen Dingen gefunden zu haben meinen. Sie nehmen wohl gleichsam einen Anlauf dazu, aber ohne ihr Ziel zu erreichen. Sie scheinen nach der Schönheit zu streben, aber die harte Bedingung der Wirklichkeit vereitelt dies Bemühen. Was wir für die Schönheit der Dinge halten, ist nur unser Gefühl für sie, welches das Fehlende ergänzt, das Entstellende übersieht.

Sie ist also in der Reihe der wirklichen Dinge nicht zu finden, und der Mensch muss, wenn er seinem Bedürfnisse genügen will, zu eigener Thätigkeit schreiten; er ist auf die Kunst angewiesen.

Man hat gegen diese Ansicht eingewendet, dass es eine thörichte Anmaassung sei, wenn der Mensch sich über den Schöpfer erheben, Besseres hervorbringen wolle, als dieser geschaffen. Allein das Werk der Kunst, das Schöne, soll nichts Besseres sein, sondern nur etwas Anderes, als das Wirkliche. Wenn es ein Mangel der wirklichen Dinge ist, dass sie nicht schön, so ist es wieder ein Mangel der schönen Dinge, dass sie nicht wirklich sind¹⁾. Indem das Schöne, obgleich sinnliche Erscheinung, dennoch einfach und selbstständig sein soll, wie die Aeusserungen des Geistes, ist ihm die Thatkraft und Wesenhaftigkeit des Wirklichen versagt. Es greift nicht ein in die grosse Kette der Ursachen und Wirkungen, es umfasst nicht die mannigfaltigen Stoffe und Grundkräfte der Dinge, es steht einsam und eitel, in Vergleich mit den wirklichen Geschöpfen, da. Es giebt eine Schattenseite der Schönheit, die sich in dem reizbaren Gemüthe der Künstler geltend macht, die aber auch oft, wo nicht immer, selbst ihren Werken einen, wenn auch nur leisen, und dem schärferen Auge bemerkbaren, Anflug der Wehmuth verleiht.

Es giebt eine Kraft im menschlichen Geiste, welche Zeugniß davon ablegt, wie sein Gemüth ihn zu dieser unwirklichen Schönheit hinzieht. Es ist die Phantasie, die regsame, bildnerische Kraft des Inneren, die täuschende Zauberin, welche dem Geiste seine eigenen Gebilde wie selbstständige Wesen erscheinen lässt, Zeus' Schooskind, wie der Dichter sie nennt, sein verzärteltes, liebstes Kind. Bei ihren leisesten, unschuldigsten Regungen fühlen wir schon etwas von der belebenden Kraft der Schönheit, und dies wohlthätige Gefühl ruht auf dem Bewusstsein, dass die Gestalten, die sie uns vorführt, unsere eigenen Geschöpfe, nicht wirkliche Dinge sind. Wenn die Kinder spielend die ernstesten Handlungen der Erwachsenen nachahmen, sind sie sich wohl bewusst, dass sie nicht wirklich handeln, dass sie aus der leeren Tasse nicht

¹⁾ F. v. Raumer, Italien. II. 23, sagt kurz und gut: Der entscheidende Vorzug des Lebendigen ist, dass es lebt, der entscheidende Vorzug des Kunstwerks, dass es nicht altert oder stirbt.

trinken, dass die Puppe nicht Leben habe, dass der Knabe, dem der Faden angebunden, kein Pferd sei; aber gerade dieser vorgestellte, ihnen selbst angehörige Schein des Wirklichen ergötzt sie und giebt dem Spiele den Reiz, welcher noch in späten Jahren in uns nachklingt. Auf demselben Gefühle beruht das Wohlgefallen, das wir an unseren Träumen haben, das zauberische Licht, in welchem die Vergangenheit, die trübe, wie die heitere, sogar die unbedeutende, uns erscheint. Ueberall ist es das Hervorrufen des Scheinbaren oder das Versetzen wirklicher Erscheinungen in die Unwirklichkeit, welche uns erfreut.

Aber die Phantasie führt uns noch nicht zur Schönheit, wenn sie sich selbst überlassen ist. Gleichgültig und seelenlos, in eitler Selbstgefälligkeit und rastloser Unruhe reisst sie uns fort in's Leere und Wesenlose, oder zwingt uns zum Hässlichen und Widerlichen, gaukelt wild und aufregend vor unserem inneren Auge umher, und zwingt uns vor uns selbst zu fliehen, uns schwindelnd an den wirklichen Dingen festzuhalten, um zur Ruhe und Besonnenheit wieder zu gelangen.

Die Kunst.

Wenn also der Mensch das Schöne nicht in der Natur vorfindet, wenn seine Phantasie es ihm nicht schenkt und er dennoch seine Sehnsucht darnach nur durch sich selbst, nur durch die Kunst befriedigen kann, so fragt sich, wie er sich zu dieser anschicke.

Jedes Werk seiner Hand giebt schon einen Anklang des Schönen, indem der natürliche Stoff das Gepräge geistiger Ordnung erhält, und Beides, Geist und Natur, darin bis zu einem gewissen Grade im Einklang erscheinen. Aber diese Ordnung ist, wie der Zweck, zu dem das Ding bestimmt ist, dem Stoffe fremd und daher ist gewöhnlich das Menschenwerk noch weniger in Harmonie als das Geschöpf der Natur. Die Härte des Zweckes zerstört die Schönheit. Allein gewöhnlich ist nicht das ganze Werk durch den Zweck bestimmt; manches bleibt daran zu thun, was unbeschadet der Nützlichkeit in dieser oder in einer anderen Form dargestellt sein kann. Ob die Biegung des Gefässes, ob der Henkel desselben voller und in geschwungenerer Linie oder anders gebildet werde, ist für die Brauchbarkeit desselben nicht wesentlich. Die Hand des Bildners folgt dabei nur der Neigung des Sinnes und allenfalls den Andeutungen des Stoffes. Noch häufiger kommt Aehnliches im moralischen Handeln vor, wo bloss der Geschmack oder die Neigung des Augenblicks die Form der Aeusserung bestimmt. Diese Aeusserungen unbewusster Grazie verdienen aber auch den Namen des Schönen noch nicht. Wenn bei jenen ernsteren Werken

die Absichtlichkeit, steht hier die Zufälligkeit der wahrhaften Schönheit entgegen.

Das wahre, höhere Kunstwerk wird nur mit bewusstem Sinn erschaffen, mit einem Bewusstsein aber, das eben so weit von der harten Absichtlichkeit wie von der leichten Zufälligkeit entfernt ist. Es ist dies eine Forderung, die fast an den Widerspruch gränzt; denn das Bewusstsein bei der Ausführung scheint die Absicht der Vollendung vorauszusetzen. In der That wäre es auch schon eine Absichtlichkeit, welche die Schönheit zerstören würde, wenn der Künstler sich oder Anderen den Begriff der Schönheit, das Ideal in höchster Gestalt, zu versinnlichen strebte; schon dieser, wenn auch reine und erhabene, Zweck hat den selbstischen Beigeschmack der Absichtlichkeit und streift den Blüthenstaub freier Schönheit von dem Erzeugniss ab. Ueberall, in allen Stadien der Entstehung, muss sich also in der Seele des Künstlers mit der Klarheit des Bewusstseins die Unbefangenheit und Unwillkürlichkeit des Natürlichen verbinden. Wie die Sehnsucht nach dem Schönen in der Seele entstanden, durch die Natur aber angeregt und gross gezogen ist, so bildet sich auch die nähere Vorstellung davon im heiteren spielenden Verkehr der Phantasie mit der Erscheinung, und tritt wie aus eigener, innerer Kraft immer deutlicher und bestimmter hervor, bis sie reif ist, sich dem verwandten Stoffe zu vermählen. Die Phantasie also, aber belehrt und gezügelt durch die Wirklichkeit, ist die innere Werkmeisterin der Kunst. Der Gegenstand der Begeisterung ist dem Künstler nicht das Schöne, sondern die Natur und die bestimmten Gestalten der Natur, welche in ihm die Vorstellung des Schönen hervorrufen. Das Bedürfniss, diese Vorstellung zu verkörpern, ist wiederum nicht eine Absicht, sondern es äussert sich nur als Liebe und Freude an den Erscheinungen in ihrer natürlichen Bedeutung. Die Wahl des Stoffes und der Mittel wird zwar von klarem Verstande geleitet, aber nun schon auf das bestimmte Vorbild, den Gegenstand der Begeisterung, der eigentlich das Schöne ist, nicht mehr auf die Erzeugung desselben gerichtet. So ist das Werk ganz das Erzeugniss eines Triebes, aber des geistigsten und reinsten, in welchem das Selbstgefühl der thatkräftigen, männlichen Seele mit der warmen, hingebenden Liebe zur Natur gleich wirksam ist, und welcher um so Höheres hervorbringt, je mehr diese Liebe von aller sinnlichen Begierde, und jene Kraft von aller egoistischen Absichtlichkeit entfernt ist.

Wir sehen leicht, dass diese Thätigkeit der Kunst eine mannigfaltige sein muss. Die Erscheinung ist einzeln und beschränkt; der Geist, der ihr entspricht und ihre Gränzen nicht überschreitet, muss also auch ein beschränkter sein, und alles Beschränkte existirt in mehr-

facher Zahl, nur Gott ist einzig. Indem man den Begriff des Schönen mit dem des Vollkommenen verwechselte, hat man lange die Meinung gehegt, dass nur Ein Schönes zu finden sei, neben welchem alles andere verschwinden müsse. Allein obgleich der Begriff der Schönheit, in seiner negativen Begränzung als Ausschliessendes des Unschönen und in seiner positiven Kraft als die Bedingung des Schönheitstriebes und der Vorstellung des Schönen im Menschen, wirklich nur ein einiger ist, so bringt er es gerade mit sich, dass das Schöne selbst vielfältig sei.

Die höchste Einigung des Geistigen mit der einzelnen Erscheinung setzt die Individualität voraus, den Charakter sowohl höchster und unauflösbarer Durchdringung, als auch der Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit des durch diese Durchdringung entstandenen Ganzen. Die Mannigfaltigkeit der schönen Gestalten ist daher nicht bloss eine, gleichsam zufällig herbeikommende Erscheinung, sondern sie liegt wesentlich in der Natur des Schönen. Nur durch diese Individualität und mithin durch sein ausschliessendes Verhalten gegen andere Erscheinungen wird das Kunstwerk schön.

Diese Mannigfaltigkeit sichert endlich auch die Freiheit des Künstlers gegen eine vernichtende Absichtlichkeit. Denn eben weil das Schöne vielgestaltig ist, kann er sich frei und rücksichtslos mit ganzer Seele hineinversenken, dem freien Spiel seiner Phantasie harmlos zuschauen, der freien Neigung sich hingeben. Er weiss, dass jedem Gedanken eine Form, jeder Form ein geistiger Inhalt erwachsen kann. So entsteht denn in ihm das Werk, ohne dass sich die Besorgniss des Gelingens verderblich in diese heimliche und leicht verletzbare Stätte der Geburt eindringt. Die Kunst behält dadurch die jugendliche Anmuth unbewusster Leistung und hoffnungsvollen Strebens zugleich mit der Klarheit und dem Ernste männlicher That.

Zweites Kapitel.

Die Idee des Kunstwerkes.

Einer besonderen Betrachtung bedarf der geistige Inhalt des Kunstwerkes. Mit der äusseren Erscheinung steht er zwar, wie wir gesehen, im vollsten Einklange, allein dennoch ist er es, welcher derselben ihre Würde und jene höhere Bedeutung verleiht, welche das Werk in Anspruch nimmt, und der zu ihr sich verhält, wie die Seele zum Körper.